Bezugs-Preis

In der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50. Bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition: Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.

Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.

Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 631. **Dienstag** den 13. December **1898.** **92. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 13. December.

Der neue Reichstag hat seinen ersten Verhandlungstag ohne Gemüthsbewegung hinter sich gebracht. Die private Unterhaltung in dem anständig, aber bei Weitem schwächer als in der constituirenden Sitzung besuchten Hause war lebhafter, als das Interesse an den vom Präsidenten aufgerufenen Rednern. Ausgiebigen Gesprächsstoff bot vor allem Dingen die, wie es scheint, sehr vielseitige und anregende Ansprache, die der Kaiser dem Reichstagspräsidium gegönnt hatte. Der vom halbamtlichen Telegraphenbureau gelieferte Bericht über den Empfang erschöpft nicht im Entferntesten die Fülle der politischen Unterweisungen, deren die Herren Graf Ballestrem, Dr. v. Frege-Weltzien und Schmidt theilhaftig geworden sind. Der Monarch hat ihnen ein wenn nicht vollständiges, so doch jedenfalls ins Detail gehendes Exposé über die auswärtige Lage gegeben — wie sich von selbst versteht, nicht außer Zusammenhang mit der Militairvorlage. Die Bedenken, die im Jahre 1893 gegen das vom Throne herab erfolgte Werben für Heeresforderungen theils im Geheimen gehegt, theils laut geäußert wurden, werden sich diesmal, wenigstens vom Standpunct einer Von-der-Hand-in-den-Mund-Politik, nicht erheben. Denn eine Mehrheit für das Wesentliche der Militairvorlage ist von Anbeginn sicher. Lebhaft erörtert wird auch nur die Thatsache, daß sich der Kaiser in Gegensatz zu seinen Räthen, insbesondere dem Kriegsminister, dadurch zu bringen schien, daß er den Herren vom Reichstagspräsidium eröffnete, er hätte zur Schonung der Steuerkraft des Landes (für das Heer) nicht mehr vorschlagen lassen. Da der Monarch gemäß seiner obersten Pflicht, das Reich wehrfähig zu erhalten, jedenfalls nicht weniger als das absolut Nöthige hat fordern lassen, so gewinnt die Opposition an dem Ausspruche des Herrschers einen Anhaltspunct für die Behauptung, die Minister hätten die Neigung, über das unumgänglich Nothwendige hinauszugehen. Doch damit mögen sich die Minister abfinden. Weitere Kreise geht es an, daß das Reichsoberhaupt über den Verlauf und den Schluß der Sitzung, in welcher das Reichstagspräsidium constituirt wurde, seine Freude ausgedrückt hat. Was den Verlauf angeht, so ist in der kaiserlichen Bemerkung wahrscheinlich ein Compliment für die drei neugewählten Präsidialmitglieder zu erblicken, unter dem „Schluß" kann aber jedenfalls nur der Nachruf des Grafen Ballestrem auf den Fürsten Bismarck zu verstehen sein. Da die Thronrede des ersten Kanzlers nicht Erwähnung gethan hat, so erinnert sich der Unbefangene unwillkürlich an das bekannte sic vos, non vobis. Fürst Bismarck ist aber dem deutschen Reichstag nicht mehr gewesen als dem deutschen Kaiser und König von Preußen. Die fesselnden Gespräche über den Empfang des Präsidiums und das, wie wir hoffen, sehr fruchtbare Thema der von den agrarischen Parteien ernstlich in Angriff genommenen Zurückweisung des Uebergriffes von Berufsagitatoren thaten der Aufmerksamkeit für das Finanzexposé des Herrn von Thielmann einigen Abbruch, obwohl man schon weniger fesselnde Etatsredner im Reichsschatzamt gekannt hat. Sachliche Kritik in wesentlichen Dingen werden seine Darlegungen kaum herausfordern. In einem Puncte aber ist der Reichsschatzsecretair vielleicht zu optimistisch. Nicht in dem der unmittelbaren Finanzsachen. Er veranschlagt die Ueberschüsse des künftigen Etatsjahres geringer, als die des laufenden. Aber die Gründungen und den hohen Cours der Industriepapiere als einen Maßstab des volkswirthschaftlichen Gedeihens zu nehmen, wie Herr von Thielmann thut, ist vielleicht gefährlich. Sehr erfreulich war die Mittheilung, daß die Arbeiten für den autonomen Zolltarif rüstig weiterschreiten. Was im Zusammenhange damit über künftige Handelsverträge gesagt wurde, ist vorläufig nicht „actuell". Wer weiß, wie man 1901 oder 1902 über diesen Gegenstand denkt? Ein zweckmäßig aufgestellter autonomer Tarif aber ist für alle Fälle gut. Wie es der ausschlaggebenden Partei gebührt, stellte das Centrum den ersten Redner aus dem Hause, Herrn Fritzen. Die Regierung kann mit ihm zufrieden sein. Den Etat objectiv beurtheilend, verwies er den Schwerpunct der Berathung der „ungenügend begründeten" Militairvorlage in die Commission, wo man die eigentlichen Motive hören werde, „die wir aber nicht an die große Glocke hängen werden". Herr Fritzen ist also — und mit Grund — darauf gefaßt, in der Commission eine zwingende Rechtfertigung der Mehrforderung für das Heer zu vernehmen. Dieser zum ersten Wortführer des Centrums bestimmte Abgeordnete gab sich Alles in Allem als ein Mann der positiven und nicht der Abwehrmehrheit. Die von ihm beigemengten schärferen Ingredienzien wie das Jesuitengesetz und dergleichen ändern so wenig an der Genießbarkeit seines Gerichts, daß wir voraussehen, das Centrum werde um des demokratischen Anhangs willen noch eine gepfeffertere Speise auftragen lassen. Gestern war die schärfere Tonart zunächst Herrn Richter vorbehalten. Es liegt kein Anlaß vor, auf seine Expectoration einzugehen. Der Mann hat nichts, aber auch gar nichts weiter hinter sich, als antifreisinnige Wähler, die aber noch weniger einen Socialdemokraten als einen Freisinnigen in den Reichstag gelangen lassen wollten. Und was er persönlich bietet, ist, um bei dem früheren Bilde zu bleiben, aufgewärmte Kost. Wenn seinen Reden noch einige Bedeutung beigemessen wird, so liegt das, von den „Schlagern" abgesehen, hauptsächlich an der mit der Stärke des Freisinns in schreiendem Mißverhältnisse stehenden Verbreitung der Fortschrittspresse, sowie an dem Gesetze der Trägheit. Es giebt noch immer Leute, die sich schämen, eine Rede des „berühmten Parlamentariers" nicht bemerkenswerth zu finden. An dem Schicksal der so sensationell aufgestutzten und mit so großer Reclame eingeführten Rede Richter's vom 18. Mai d. J. war aber zu erkennen, daß dieser Solist keinen nachhaltigen Eindruck mehr zu machen versteht. In der Wahlbewegung, vier Wochen später, war sein Feuerwerk verpufft. Manches, was Herr Richter vorgebracht, würde, von einem andern, zur Besserung des Verbesserungsbedürftigen ehrlich bereiten Abgeordneten gesprochen, nützlich wirken. Wenn Zwei dasselbe thun, ist es eben nicht dasselbe. Unserer Meinung nach hätten auch die Staatssecretaire Graf Posadowsky und v. Bülow gut gethan, wenigstens ihre Aeußerungen mehr allgemeiner Natur bis nach der Anhörung anderer Redner zu vertagen, zumal da die Zeit weit vorgeschritten und das Haus ermüdet war. Was über den Constitutionalismus im Reiche und in Preußen von dem Staatssecretair des Innern, sowie über die Oeynhausener Rede gesagt wurde, legen wir zu dem Uebrigen. Erfreulich ist es, daß man über den Stand der lippischen Sache endlich etwas Authentisches vernahm und zwar etwas auch in der Sache Befriedigendes. Ein Streit zwischen zwei Bundesstaaten gehört ohne Zweifel vor den Bundesrath. Wenn diese Körperschaft nun die Vorfrage entscheiden soll, ob der lippische Handel einen Streit dieser Art oder einen Streit über die Thronfolge in Lippe verbirgt, so ist dagegen nichts einzuwenden. Herrn v. Bülow ist nachzurühmen, daß er den Grafen Thun mit einer die Verständlichkeit nicht beeinträchtigenden Feinheit in die Schranken zurückgewiesen hat. Bemerkenswerth ist übrigens, daß auch Eugen Richter in der Frage der Ausweisung der Mosse'schen „Handlungsbeflissenen" aus Galizien von der „specifischen" Presse demonstrativ abgerückt ist.

Unter der Ueberschrift „Auch eine Erinnerung" erinnert die „Köln. Volksztg." höhnisch daran, daß vor gerade 25 Jahren König Wilhelm I. seine Unterschrift zu dem **Civilstandsgesetze** gegeben habe. Dieses Gesetz habe der katholischen Kirche nichts anhaben können, wohl aber habe es dem Protestantismus geschadet. Das klerikale Blatt triumphirt: „Die katholische Presse überblickte damals bedeutend klarer die Sachlage, als die protestantische, indem sie betonte . . ., in die protestantische Kirche wird wahrscheinlich durch dieses Gesetz eine große Verwüstung getragen werden." — Gar so richtig war diese Prophezeiung denn doch wohl nicht, denn die „K. V.-Z." muß selbst zugeben, daß seit einiger Zeit die Taufen und kirchlichen Trauungen in der evangelischen Kirche wieder zugenommen haben. Und wenn 2½ Proc. der Kinder aus protestantischen Ehen nicht getauft werden und 6½ Proc. der Eheschließungen nicht kirchlich sind, dann wäre es doch wohl eine starke Uebertreibung, von „großen Verwüstungen" zu reden. Am interessantesten bei der schadenfrohen historischen Reminiscenz des klerikalen Blattes ist es, daß es den Anlaß dieser Gesetzgebung weise verschweigt. Die Regierung war durch die Auflehnung der katholischen Geistlichkeit zu dem Gesetze gezwungen, weil die Kirchenbücher die einzige Beurkundung des Personenstandes darstellten und weil Beurkundungen, die von gesetzwidrig angestellten Geistlichen vorgenommen waren, naturgemäß ungiltig sein mußten. Dieses Motiv wurde auch in der Begründung des Gesetzes angegeben und ebenso sprach Fürst Bismarck es aus, daß das Gesetz ein „Bedürfniß der Nothwehr" darstelle. Es ist aber begreiflich, daß in dieser Zeit treugehorsamer Huldigungsadressen der katholischen Bischöfe die „K. V.-Z." nicht gern an die Rebellion der katholischen Geistlichkeit gegen den Staat erinnert.

Die Zustände in **Ungarn** sind keineswegs rosig, ja sogar äußerst kritisch, es wohnt ihnen aber, so schreiben die „Berl. Pol. Nachr.", bei Weitem nicht jener verzweifelte Charakter inne, den man ihnen bei einseitiger Betrachtung anzusehen geneigt ist. Der Schwerpunct der Situation liegt in der Frage, ob das Abgeordnetenhaus noch im Laufe dieses Monats seine Actionsfähigkeit wieder erlangen kann. Gelingt es, der Obstruction auf constitutionellem Wege Herr zu werden, so wird das „Attentat auf die Verfassung", als das der Tisza'sche Gesetzentwurf dargestellt wird, gleich in einem viel milderen Lichte erscheinen. Dieser Entwurf ist dazu bestimmt, den ungestörten Fortgang der Regierungsgeschäfte nach Neujahr auf gesetzlichem Wege zu regeln. Da dies auf normalem Wege, durch regelrechte Verhandlung der Indemnitätsvorlage und Annahme eines abermaligen Ausgleichsprovisoriums, nicht mehr möglich erscheint, so mußte man darauf bedacht sein, einen Zustand der rein administrativen Außergesetzlichkeit selbst der Form nach zu vermeiden, d. h. den Willen der parlamentarischen Mehrheit in verfassungsmäßiger Weise zum Ausdruck zu bringen. Der Modus hierzu ist durch die lex Tisza gefunden. Die Annahme des Entwurfes, der für Ungarn eine Verfassungsrettung, für die Monarchie die Wahrung des dualistischen Prestiges bedeuten soll, hat aber vor Allem die Herbeiführung erträglicher Zustände im Abgeordnetenhause zur Voraussetzung. Dies aber ist nur durch eine strenge Handhabung bezw. Verschärfung der Hausordnung zu erreichen. Die augenblickliche Lebensfrage des ungarischen Parlamentarismus und des Verfassungsstaates ist die Wahl eines den Schwierigkeiten der Lage gewachsenen Präsidenten. Er muß eine Leitung der Berathungen und die Durchführung von Maßnahmen gewährleisten, die der Majorität zu ihrem Rechte zu verhelfen geeignet sind. Ist ein solcher Präsident gewählt, so kann der Tisza'sche Entwurf auf normalem Wege durchgebracht werden, und die Continuität der Verfassung erscheint über die kritische Jahreswende hinaus gesichert. Von einem geplanten Staatsstreich kann also nur nach obstructionistischer Auffassung die Rede sein. In Majoritätskreisen hofft man zuversichtlich, daß der liberalen Partei angesichts des Reinigungsprocesses, den sie durch das Ausscheiden von 21 längst unzuverlässigen Abgeordneten durchgemacht hat, nunmehr die nöthige Kraft der compacten Einheit innewohnt, um unter einem neuen Präsidenten die Wiederherstellung der Actionsfähigkeit des Abgeordnetenhauses und hierdurch den ungestörten Fortbestand der Verfassung zu ermöglichen.

In **Sachen Picquart's** hat der Militairgouverneur von Paris die amtliche Mittheilung von der Entscheidung des Cassationshofes erhalten und daraufhin sich beeilt, dieser Entscheidung durch Vertagung der kriegsgerichtlichen Verhandlung auf unbestimmte Zeit die erste Folge zu geben. Das kriegsgerichtliche Verfahren gegen Picquart ist indessen damit nicht eingestellt, sondern die Aufgabe des Regierungscommissars beim Kriegsgerichte, des Obersten Fonlon, ist es nunmehr, entsprechend der Verfügung des Cassationshofes, sein begründetes Gutachten über die von Picquart aufgeworfene Zuständigkeitsfrage auszuarbeiten und mit allen Acten des Kriegsgerichts über die gegen Picquart erhobenen Anklagen dem Cassationshofe innerhalb vierzehn Tagen zuzustellen. Dieselbe Aufgabe hat das Zuchtpolizeigericht zu erfüllen. Alsdann wird der Cassationshof seine weitere Entscheidung über den Grund der Frage treffen. Der „Gaulois", das Vertrauensblatt der Militairbehörde, sieht heute schon voraus, daß diese Entscheidung nur die vorbergehende Lösung bestätigen kann, d. h. das Kriegsgericht als zuständige Gerichtsbarkeit über Picquart wird anerkennen müssen. Der Cassationshof hat sich, meint er, in eine Sackgasse begeben, und sein Werk wird alsdann einfach gewesen sein, den normalen und regelmäßigen Gang der Gerichtsbarkeit zu Gunsten eines wohlberathenen Angeklagten unter Mißachtung jeglichen Rechtes für einen Augenblick aufgehalten zu haben. Wenn der „Gaulois" Recht behält, wird man also, was die rechtliche Lage des Falles angeht, gerade so weit sein, wie jetzt. Wenn man bedenkt, daß Picquart vor der Militairgerichtsbarkeit eines Verbrechens, der Fälschung, vor dem Zuchtpolizeigerichte aber nur eines Vergehens, der Kenntnißgabe geheimer Actenstücke, des Petit Bleu, an Lebrois, angeklagt ist, so könnte man geneigt sein, dem „Gaulois" Recht zu geben. Indessen hat diese Auffassung einen Haken, und in diesem Haken liegt der Angelpunct der ganzen Sache. Die Militairgerichtsbarkeit und das Zuchtpolizeigericht stützen ihre Anklagen beide materiell auf denselben Gegenstand, den Petit Bleu. Während jene aber diesen für Fälschung erklärt, betrachtet dieses ihn als echt. Die beiden

Feuilleton.

Die Bettelmaid.

28] Roman von Fitzgerald Molloy.

Nachdruck verboten.

Sie schloß die Augen, als ob ihr vor dem großen Glück schwindelte. Nach vielen Jahren trostloser Oede blühte nun auch in ihrem Herzen die Wunderblume Liebe; sie wollte schon dafür sorgen, daß sie ewig darin wurzele und immer reichere Blüthen treibe. Aber ehe sie das entscheidende Wort sprach, mußte sie dem Geliebten noch einen Gedanken, der sie beunruhigte, offenbaren.

„Marcus, es gäbe viel weniger Sünde und Elend in der Welt, wenn es in unserer Macht stände, unsere Herzen zu verschenken und wieder zurückzunehmen", es kostete sie eine Ueberwindung fortzufahren, doch sprach sie ohne Zögern tapfer weiter. „Wissen Sie bestimmt, daß Ihr Herz jetzt frei ist, daß Sie darüber verfügen können?"

„Glauben Sie, daß ich es wagen würde, es Ihnen anzubieten, wenn ich dessen nicht ganz sicher wäre? Glauben Sie, daß ich so ungerecht sein könnte, um Ihre Liebe zu bitten, wenn ich Ihnen die meinige nicht voll und ganz zum Tausch anbieten könnte? O, Felice, halten Sie mich für so ehrlos?"

„Nein, nein! Ich habe nur die Frage gestellt, weil ich aus Erfahrung weiß, wie wenig wir unser eigenes Herz kennen."

„Da haben Sie Recht! Aber ich hatte Zeit und Muße, das meinige zu prüfen, und ich habe nach vielen Kämpfen entdeckt, daß die Leidenschaft, die noch vor wenigen Monaten mein ganzes Sein erfüllte und mich dann aus allen Himmeln auf die nüchterne Erde warf, nichts hinterließ als eine schmerzlose Narbe. Und das verdanke ich einzig und allein Ihnen. Ohne Ihre sanften Trostworte und guten Lehren wäre ich ein Cyniker geworden. Kann es Sie Wunder nehmen, daß die Retterin meiner Seele, meines besseren Ichs in meiner stillen Einsamkeit, inmitten der herrlichen Natur, allmählich in meinem Herzen einen immer größeren Raum ausfüllte und jenes andere Bild ganz daraus verdrängte? O, Felice, ich liebe Sie unaussprechlich!" Sie sah ihm in die Augen und wußte, daß diese blauen Sterne nicht logen. Ein übermächtigendes Glücksgefühl erfüllte sie, die ganze Welt erschien ihr plötzlich in dem rosigsten Licht.

„Da ich Ihnen schon gestanden habe, daß mein Herz Ihnen gehört, seit ich Sie kenne, so will ich auch noch hinzufügen, daß mich Ihre Gegenliebe beseligt und zum glücklichsten Weibe auf Erden macht", entgegnete sie zärtlich.

„Sie haben mich gelehrt, mein eigenes Ich zu prüfen, und so lange ich lebe, gehört jeder Athemzug Ihnen."

War es nur ein schöner Traum, der beim Erwachen der nüchternen Wahrheit Platz machen würde? Sie seufzte tief auf. Seine süßen Worte klangen wie Musik in ihren Ohren und hallten in ihrem Herzen nach. Und doch mußte sie stark sein und seine Liebe auf eine Probe stellen. Sein Antrag brachte Sonnenschein in ihr Leben, und wenn dies so bleiben sollte, durfte kein Schatten ihn trüben.

„Zweifeln Sie an meinen Worten?" fragte er, wie ihr dünkte: vorwurfsvoll.

„Nein, ich weiß, Sie meinen all Das, was Sie sagten."

„Meine Liebe zu Ihnen ist rein und groß. Ihre Worte, Ihre Handlungen, Ihr Wesen haben mich begeistert und ein Gefühl für Sie in mir groß gezogen, das nur wahr und aufrichtig sein kann. Glauben Sie mir, ich kann nur in Ihrer Nähe glücklich sein."

„Seit ich denken kann, hat mich nichts so beglückt, als dieses Ihr Geständniß. Mein Herz gehört Ihnen, wird bis zu meinem Tode Ihnen gehören. Wenn Sie in drei Monaten die Frage an mich stellen wollen, ob ich Ihr Weib werden mag, werde ich mit Ja antworten."

„Das ist für so hohen Preis nur ein kleines Opfer", entgegnete er feurig, „obzwar mir die Wartezeit schrecklich lange werden wird."

„Ich werde Sie Geduld lehren."

„Von einer solchen Meisterin, was wollte ich da nicht lernen, Felice! — In diesen drei Monaten wird meine Liebe noch ins Unendliche wachsen", rief er lächelnd. Sie erröthete wie ein junges Mädchen, und er glaubte sie noch nie so lieblich gesehen zu haben.

„Ich werde die Tage zählen, aber Du darfst mich dann auf keine weitere Probe stellen, denn ich fürchte, meine Geduld würde reißen", sagte er. Bei dem trauten „Du" erröthete Beide.

„Dessen kannst Du sicher sein."

„Und nach den drei Monaten?"

„Bin ich die Deinige", erwiderte sie zärtlich.

Er zog sie an sein wild pochendes Herz und bedeckte ihren Mund mit Küssen, die sie leidenschaftlich erwiderte. Dann machte sie sich sanft aus seinen Armen los und schlüpfte, noch ehe er sich dessen recht bewußt wurde, durch die kleine Tapetenthür hinaus.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Fünf Monate waren seit Marcus Phillips' Rückkehr aus der Bretagne verflossen. Laue Frühjahrslüftchen zauberten saftiges Grün auf Feld und Flur, über Nacht schlugen die Bäume und Sträucher aus, die goldgelben Primeln reckten ihre zarten Köpfchen der Sonne entgegen, da und dort wagte sich auch schon ein Gänseblümchen bescheiden hervor, Vogelgezwitscher erfüllte die Luft und die Schwalben bauten eifrig ihre Nestchen. Die Natur war wieder einmal aus ihrem Todesschlaf erwacht und dieses Erwachen erfüllte die ganze Erde mit einer wonnigen Lebensfreudigkeit. Die drei Probemonate hatte Marcus sehr gut überstanden und Mrs. Stonez den Hochzeitstag auf den 28. April festgesetzt.

Die Nachricht von dieser Verbindung rief einen großen Unwillen in der „eleganten Welt" hervor, so daß diese sich eine ganze Woche lang davon nicht erholen konnte. Man sprach in allen Salons nur von diesem Ereigniß. War es nicht unerhört, daß Mrs. Stonez, die man für kalt und leidenschaftslos hielt, sich dennoch herbeiließ, noch einmal zu heirathen, und zwar aus Liebe zu heirathen! Und wen? Allen Redereien und Voraussetzungen zum Trotz einen jungen Künstler, dessen Namen Niemand gekannt, ehe er „die Bettelmaid" ausgestellt! Man wußte ganz genau, daß er außer seinem Talent gar nichts besaß, während sie jährlich 5000 Pfund zu verzehren hatte. O, über die Unbegreiflichkeit einer Weibernatur! War es nicht seltsam, daß sie gerade an diesem blonden, blauäugigen Menschen Gefallen fand, während sie doch vor nicht langer Zeit an einen reichen Marquis sowohl als auch an einen berühmten Maler Körbe ausgetheilt? Was war es, daß der Marquis ein gichtkranker Greis war, der bereits zwei Frauen zu Grabe getragen hatte, eine Perrücke trug und schnupfte? Das sind ja unbedeutende Nebensächlichkeiten, wenn ein hoher Titel und großer Reichthum in die Waagschale fallen. Mrs. Stonez hatte bei der Abweisung dieses Freiers entschieden wenig Tact und Geschmack an den Tag gelegt. Und erst bei dem zweiten! Dieser war ein Mann von großem Ruf und nicht unbedeutendem Vermögen, dabei jung, nicht häßlich und ein Roué. Konnte es einen vernünftigen Grund geben, weshalb sie nicht die Seinige werden wollte? Ihr Herz sprach nicht für ihn. — Mein Gott, wer wird sich denn von diesem kleinen menschlichen Organ leiten lassen, wenn Vernunftgründe für eine Sache sprechen? Was hat denn die Liebe überhaupt mit der Ehe zu schaffen? Wer sich von ihr leiten läßt, muß es früher oder später büßen, denn „Liebe" ist nur ein sentimentaler Begriff, der blos in der Einbildung excentrischer Menschen lebt. Die Liebenden werden einander überdrüssig, wie man es so oft auf „den Brettern, die die Welt bedeuten", sieht. Wir leben eben in einem materialistischen Zeitalter, dessen Losungswort abwechselungsreicher Genuß ist! Wenn man nichts Besseres zu thun hat, und als gelegentliche Zerstreuung, ist eine Liebelei durchaus nicht zu verachten. Sie rettet Einen vor tödtlicher Langeweile; unter ihrem erwärmenden Einfluß läßt man sich hinreißen, Händedrücke und geflüsterte Liebesworte auszutauschen, Liebesworte, die sich wie Aether verflüchtigen, keine ernste Bedeutung haben, aber angenehm und anregend wirken. Am nächsten Tage hat man sie vergessen. Die Rose, die man verstohlen geküßt und mit verliebtem Seufzen der Geliebten dargereicht hat, verwelkt und entblättert nicht rascher, als solche Tändeleien vergessen sind. — Aber eine Liebe, die Opfer verlangt, die gehegt und gepflegt sein will, — eine solche Liebe wird zum Mindesten für thöricht gehalten.

Trotz der Mißbilligung der sogenannten „guten Gesellschaft" wurden Marcus Phillips und Mrs. Stonez an dem genannten Tage Mann und Weib. Die Trauung vollzog sich in aller Stille. Die Probemonate hatte der Künstler, der wohl die Tage zählte, gleichsam in einem seligen Traum verlebt. Er durfte die Geliebte täglich sehen, durfte sich bei ihr Anregung und Rath holen. Noch niemals hatte er mit solcher Lust gearbeitet, nicht einmal an „der Bettelmaid". Er wollte berühmt werden, denn bald, bald würde ja sie seinen Namen tragen! Diese beiden Menschenkinder lebten nur mehr für einander, und als nun gar der Priester ihren Bund eingesegnet, war ihr Glück ein vollkommenes. Ende Mai kehrte das junge Paar von der Hochzeitsreise, die es noch der Bretagne unternommen, heim. „Die Gesellschaft" hatte Zeit gefunden, sich mit Mrs. Stonez Wahl auszusöhnen. Ihr Salon gehörte zu den vornehmsten der Stadt und bildete den Mittelpunct des geselligen Lebens. Sie verstand es, zu repräsentiren und alle hervorragenden Geister heranzuziehen, sie durch ihre Anmuth, ihr feines Benehmen und ihre seltene Bildung zu fesseln. Man konnte sicher sein, bei ihren Theeabenden eine auserwählte Gesellschaft zu treffen; politische Gegner, Mitglieder der höchsten Aristokratie, die Jünger sämmtlicher schönen Künste versammelten sich in ihrem Hause. „Man" würde sich also nur selbst strafen, wollte man die Enttäuschung, die sie durch ihre Verheirathung hervorgerufen, nicht vergessen.

An Mrs. Phillips' erstem Empfangstag erschien dann wie auf Verabredung tout Londres, Bohemia war bis auf den letzten Mann vertreten, ebenso Bohemias Frauen. Ihre Unterhaltung war so zwanglos heiter und geistvoll, daß Lady Everfair sich nicht enthalten konnte, ihrer Nachbarin zuzuflüstern:

SLUB
Wir führen Wissen.